

AUSGABE 2024_2025



mut.macher

DAS MAGAZIN VON HAMBURG LEUCHTFEUER

WÜRDE

Das sind wir: die Sparda-Bank.

Wir übernehmen Verantwortung und unterstützen gemeinnützige Organisationen in unserer Region.

- ✓ Wir als Genossenschaftsbank gehören unseren Mitgliedern.
- ✓ Wir bieten ein faires Preis-Leistungs-Verhältnis.
- ✓ Unser Herz schlägt für die Region.
- ✓ Wir reden nicht nur über Nachhaltigkeit, sondern pflanzen für jedes neue Konto einen Baum in unserer Region.



Ausgezeichnet und für „sehr gut“ befunden.

Mehr Informationen zu den Studien erhalten Sie unter
www.sparda-bank-hamburg.de/testsieger

Sparda-Bank
Hamburg



Liebe Unterstützer*innen und Weggefährten*innen,

seit 30 Jahren setzt sich Hamburg Leuchtfeuer für einen menschenwürdigen Umgang mit chronisch und schwer kranken, mit sterbenden und trauernden Menschen ein. Mehr als 600 Menschen haben wir im letzten Jahr in unseren vier Bereichen begleitet. Einer von ihnen ist Frank, den Sie auf dem Titel der aktuellen Ausgabe sehen und der seit 1982 mit seiner Aids-Diagnose lebt. Bei Aufwind erhält er die Hilfe und Begleitung, die er braucht, um sein Leben nach über 40 Jahren mit der Erkrankung zu ordnen, um menschliche Verbundenheit zu spüren und um zu seinem Recht zu kommen. Oder einfach gesagt: um mit Krankheit in Würde leben zu können.

Menschen einen sicheren Hafen und eine Anlaufstelle in Zeiten der Not zu bieten, ihre Anliegen auch gesellschaftlich zu platzieren, das war und ist unser aller gemeinsamer Antreiber. Kurzum: den Menschen die Würde zu sichern, die ihnen aufgrund ihrer Krankheit oder ihrer Trauer so oft abgesprochen wurde und bisweilen immer noch abgesprochen wird.

Was wir auch wahrnehmen: Nichts ist selbstverständlich! Die Zahl der Menschen, die in Deutschland mit Aids leben, nimmt wieder zu. Die Bedarfe für Begleitung, Betreuung und Pflege steigen. Und Veränderungen in der gesellschaftlichen und politischen Landschaft stellen infrage, wie wir mit den Hilfebedürftigen in unserer Gesellschaft umgehen. Das, was wir einmal erreicht haben, muss immer wieder erhalten und verteidigt werden.

Für uns ist klar: Die Würde des Menschen ist nicht verhandelbar. Egal ob jemand gesund oder krank, alt oder jung ist, woher jemand kommt oder welche sexuelle Orientierung und Identität jemand hat. Die Welt, Deutschland und Hamburg werden immer bunter. Und wir setzen uns für eine offene und akzeptierende Gesellschaft ein, auch wenn uns diese Versänderung stets aufs Neue herausfordert. Uns bei Hamburg Leuchtfeuer hilft dabei die Haltung, die unserer Gründungsgeschichte entspringt: eine Grundoffenheit gegenüber der Vielfalt. Um uns auch in Zukunft für ein Leben in Würde, mit Solidarität und mit Empathie für alle Menschen einzusetzen – dafür brauchen wir Sie. Lassen Sie uns auch weiterhin zusammen Gutes tun.

Herzliche Grüße und bis bald persönlich,

Michael Thomsen
Geschäftsführer
von Hamburg Leuchtfeuer

Miro Miletic
Geschäftsführer
von Hamburg Leuchtfeuer

TITELFOTO: AXEL MARTENS FOTO: HENDRIK LÜDERS



UNTERNEHMEN MENSCHLICHKEIT

INHALT

	3	EDITORIAL
	6	HOSPIZ Den Geist von Offenheit, Selbstbestimmung und Fürsorge will sich das Hamburg Leuchtfeuer Hospiz auch mehr als 25 Jahre nach seiner Eröffnung bewahren.
	16	FESTLAND Das Wohnprojekt Festland ist nicht nur ein Ort, der sicheren Rückzug bietet. Teilhabe und Begegnung sind hier selbstverständliche Teile des Alltags.
	24	AUFWIND Auch über 40 Jahre nach der Entdeckung von Aids und HIV ist die Krankheit präsent im Leben vieler Menschen. Und doch ist ein Altwerden mit der Erkrankung möglich.
	32	LOTSENHAUS Die Würde des Menschen ist unantastbar. Und sie endet nicht auf dem Sterbebett. Im Hamburg Leuchtfeuer Lotsenhaus erfahren Menschen Würde über den Tod hinaus.
FÖRDER*INNEN	38	
SPENDEN	40	
KONTAKT	42	
	43	WIR SAGEN DANKE

HOSPIZ



„Das ist es, was die Arbeit im Hospiz so einzigartig macht: die Zeit, die man sich für die Bewohner*innen nimmt. Zeit fürs Zuhören. Für Gespräche.“

Das **Hamburg Leuchtfeuer Hospiz** auf St. Pauli bietet Menschen mit schweren Erkrankungen den Raum für ein würdevolles und selbstbestimmtes Leben mit ihrer Krankheit, für einen würdevollen Abschied sowie für Zugewandtheit und Fürsorge in der letzten Lebensphase.

FOTO: AXEL MARTENS





Pflege aus Leidenschaft

Ivett Gabor (ehemalige Praktikantin), Melanie Fischer (Hospizleiterin) und Ulrike Mahler (Pflegerin und Praxisanleiterin; v.l.n.r.)

AUSBILDUNG AUF DER KIPPE

Hospize wie das von Hamburg Leuchtfeuer sind auch Orte der Ausbildung. Doch nach der Reform der Pflegeausbildung im Jahr 2020 gibt es Probleme. Ein neuer Modus sorgt dafür, dass für die Vermittlung der hospizlichen Werte kaum Zeit bleibt. Das hat inzwischen erste Konsequenzen.

TEXT VOLKER KÖNIGKRÄMER FOTOS AXEL MARTENS

Wenn Ivett Gabor von ihrer Zeit im Hamburg Leuchtfeuer Hospiz erzählt, leuchten ihre Augen, und ihre Stimme wird ganz warm: „Ich habe immer noch ein Rezept für Königsberger Klopse zu Hause, von einem Gast, den ich hier betreut habe“, erinnert sie sich. „Das ist es, was die Arbeit im Hospiz so einzigartig macht: die Zeit, die man sich für die Bewohner*innen nimmt. Zeit fürs Zuhören. Für Gespräche.“ Oder eben für solch persönliche Dinge wie Rezepte.

Drei Wochen hat Ivett im Rahmen ihrer Pflegeausbildung ein Praktikum bei Hamburg Leuchtfeuer absolviert, hat hier ihren sogenannten Wahleinsatz verbracht. Eine Zeit, die sie nicht missen mag und die ihre Einstellung zum Beruf bis heute prägt: „Ich habe hier gelernt, genau hinzuschauen, hinzuhören, was ein Mensch wirklich braucht. Und oft ist das mehr als bloß frische Bettwäsche.“

Ernüchtertes Reform-Fazit

So wie Ivett kamen bis 2021 jährlich rund 16 Auszubildende in das Hospiz auf St. Pauli, um dort die spezielle Atmosphäre eines solchen Hauses kennenzulernen. Doch seit Beginn der sogenannten „generalistischen Pflegeausbildung“ Anfang 2020 gibt es Probleme. Ziel der Reform war es unter anderem, den Pflegeberuf aufzuwerten und insbesondere die Vergütung in der Altenpflege der in den Krankenhäusern anzugleichen. Doch der veränderte Ausbildungsmodus hat dazu geführt, dass sich die Einsatzzzeiten von Auszubildenden in Hospizen drastisch verkürzt haben. „Vor der Generalisierung waren die Auszubildenden mindestens vier Wochen, mitunter sogar sechs Wochen oder länger bei uns“, sagte Melanie Fischer, Leiterin im Hamburg Leuchtfeuer Hospiz. „Inzwischen stehen uns in der Regel nur noch zwei Wochen am Ende der Ausbildung zur

„

Ich habe hier gelernt, genau hinzuschauen, hinzuhören, was ein Mensch wirklich braucht.“

Ivett Gabor

Verfügung.“ Fischers bisheriges Fazit ist ernüchternd: „Was soll ich sagen: In zwei Wochen die Hospizarbeit kennenlernen – das geht nicht!“

Ein Hospiz ist auch für Menschen, die sich bereits für den Pflegeberuf entschieden haben, noch einmal ein ganz spezieller Ort. Ein Umfeld, in dem schwerstkranke Menschen an ihrem Lebensende in Würde und entsprechend ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten begleitet werden. Die Themen Tod und Sterben sind sehr präsent. Im Schnitt leben die Bewohner*innen vier Wochen hier. Gut und in Würde aufgehoben zwar, aber doch auch mit dem Wissen, dass sie hier die letzten Tage bis zu ihrem Tod verbringen.

Hospizpflege? Eine persönliche Angelegenheit!

Diese besondere Atmosphäre zunächst einmal zu erspüren und dann auch selbst mitzuleben, dafür braucht es Neugier, Offenheit, Bereitschaft bei den Auszubildenden. Es braucht ein motiviertes Team aufseiten des Hospizes. Vor allem aber braucht es Zeit. Mehr Zeit jedenfalls als die 14 Tage, die derzeit für eine solche Erfahrung in der Ausbildung vorgesehen sind.

Ivett weiß noch, wie sich ihre ersten Tage als Praktikantin bei Hamburg Leuchtfeuer angefühlt haben: „Als

ich hier ankam, war ich total hektisch. Ich kam aus einem komplett anderen Modus. Im Krankenhaus musste ich schnell hierhin, schnell dorthin. Hatte vielleicht fünf Minuten Zeit für einen Patienten. Hier hieß es stattdessen: „Hey, mach mal sutsche.“

Die Arbeit im Hospiz, das hat Ivett in ihren ersten Praktikurstagen schnell gespürt, ist anders. Hier nimmt man sich Zeit für das Gespräch auf der Bettkante. Die Frage „Wie geht es dir heute?“ ist mehr als nur eine Floskel. Der Kontakt, die Themen, die Nähe entstehen wie von selbst. „Das ist hier eine sehr persönliche Angelegenheit“, sagt Ivett.

Vor allem achtet man bei der Ausbildung im Hamburg Leuchtfeuer Hospiz darauf, die Praktikant*innen nicht zu überfordern. „Sie werden erst mal eingearbeitet, kommen meist an die Seite von erfahrenen Praxisanleiter*innen und lernen das Haus kennen, das Team, die Bewohner*innen“, sagt Ulrike Mahler. Sie ist seit 2012 im Hospiz bei Hamburg Leuchtfeuer und eine von vier Praxisanleiter*innen. Was Mahler besonders wichtig ist: „Wir achten in der Ausbildung darauf, dass jeder erst einmal sanft an die Tätigkeit herangeführt wird, dass sich niemand unter Druck gesetzt fühlt und den Eindruck hat: ‚Oh Gott, was soll ich denn jetzt machen?‘“

Erst mit der Zeit, wenn das Zutrauen und die Sicherheit bei den Neulingen gewachsen sind, werden ihnen eigenständige Aufgaben übertragen. Womöglich gibt es sogar bereits eine Bindung zu einem bestimmten Bewohner, die ausgebaut werden kann. Stets ist jedoch ein erfahrener Ausbilder, eine erfahrene Ausbilderin im Hintergrund, die eingreifen können, wenn es nötig wird. Oder wenn die Situation zu belastend wird.



Wichtige

Praxiserfahrung

Neben dem Zwischenmenschlichen spielt auch die palliativ-medizinische Versorgung eine große Rolle in der Praxisanleitung. Hier begleitet Ulrike Mahler (rechts) Praktikantin Jana bei einem Bewohner.

Grenzen ausloten, Emotionen zulassen

Mahler weiß um die besonderen Bedingungen eines Praktikums im Hospiz: „Hier im Hospiz passieren Emotionen – und das nicht zu knapp. Gerade für junge Menschen sind das oft Situationen, denen sie noch nie ausgesetzt waren. Wo sie ihre Grenzen kennenlernen. Da braucht es Offenheit, da braucht es Rückhalt vom Team.“

Doch statt Rückhalt und Vertrauen ist die Ernüchterung auf beiden Seiten derzeit groß. Aufgrund der Kürze der Zeit haben die Auszubildenden im neuen Praktikumsmodus kaum eine Möglichkeit, sich im hospizlichen und palliativen Kontext einzufinden. Innerhalb von 14 Tagen ist es so gut wie unmöglich, eine vertrauensvolle Beziehung zu den schwer kranken Menschen und ihren An- und Zugehörigen aufzubauen und den Krankheitsverlauf durchgängig zu begleiten. Das Hospizteam hingegen sieht sich mit immer neuen Gesichtern im Team konfrontiert, die, kaum dass sie im Haus angekommen sind, sich auch schon wieder verabschiedet haben. Wie soll da Vertrauen entstehen? Verlässlichkeit? Zudem bindet das Vorhalten von Praxisanleiter*innen auch Kapazitäten, weil sie zu Fortbildungen abgestellt werden müssen. Nicht zu vergessen der immense organisatorische Aufwand für Vor-, Zwischen- und Nachgespräche sowie aussagekräftige Arbeitszeugnisse. Und das alles für lediglich 14 Tage Ausbildung?

Unangenehme Entscheidungen

Nicht nur das Hamburg Leuchtfeuer Hospiz, sondern viele vergleichbare Einrichtungen in ganz Deutschland kämpfen derzeit mit den Auswirkungen der neuen generalistischen Ausbildung. In den Hamburger Hospizen ist seitdem die Zahl der Auszubildenden um rund



zwei Drittel zurückgegangen. Für 2024 haben sich beispielsweise gerade mal sechs Auszubildende bei Hamburg Leuchtfeuer angemeldet.

Als Konsequenz aus der verzwickten Lage haben mehrere Hamburger Hospize inzwischen gemeinsam entschieden, bis zu einer Anpassung der Rahmenbedingungen keine Auszubildenden mehr für den kurzen Zeitraum von nur zwei Wochen (rund 80 Stunden) aufzunehmen. Hospizleiterin Melanie Fischer: „Das ist tragisch. Aber zwei Wochen kann ich in meiner Rolle als Hospizleiterin nicht vertreten. Weder den Auszubildenden gegenüber noch meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.“

Ein Funken Hoffnung: die Evaluation der Reform

Um sich Gehör zu verschaffen, haben die Hamburger Hospize inzwischen einen Brief aufgesetzt an die zuständigen Bundesministerien für Gesundheit bzw. für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Darin schildern sie den unbefriedigenden Istzustand und fordern, die Einsatzmöglichkeiten und -bedingungen der Ausbildung gerade im Hospiz- und Palliativbereich anzupassen.

Die Chance dazu besteht. In gut einem Jahr steht die generalistische Pflegeausbildung zur Evaluation an. Es soll bewertet werden, was gut läuft nach der Reform, aber auch, wo es hakt. Darauf setzen die Verantwortlichen für die Hamburger Hospize ihre Hoffnung. Praxisanleiterin Ulrike Mahler: „Ein kleiner Schritt wäre es zum Beispiel, die beiden 80-Stunden-Einsätze am Ende der Ausbildung zu einem 160-Stunden-Einsatz zusammenzulegen. Also vier statt nur zwei Wochen.“

Das Ziel: attraktive Ausbildung sicherstellen

Weil der zweite 80-Stunden-Einsatz aber als Vertiefungseinsatz in dem Bereich vorgesehen ist, in dem der oder die Auszubildende auch ihre Prüfung macht, hat der Gesetzgeber einen solchen Kompromiss bislang kategorisch abgelehnt.

Die Hamburger Hospize betonen in ihrem Brief, dass sie weiterhin eine attraktive Ausbildung von zukünftigen Pflegefachkräften sicherstellen möchten. Doch um das zu gewährleisten, müssten die Einsatzbedingungen im Hospiz- und Palliativbereich angepasst werden. Gerne würde man sich deshalb vonseiten der Hospize den Einsätzen der „stationären Langzeitpflege mit 400 Stunden“ öffnen oder die Zeit, die die Auszubildenden am Ende ihres dritten Ausbildungsjahrs zur freien Verfügung haben, von 80 auf 200 Stunden aufstocken. So lauten zwei von fünf konkreten Verbesserungsvorschlägen.

Werte und Haltung statt Frontalunterricht

Das alles klingt spröde, nach Stechuhr und bloßer Arbeitszeiterfassung. Doch in Wahrheit verbirgt sich hin-



„

Hier im Hospiz passieren Emotionen – und das nicht zu knapp. Da braucht es Offenheit und Rückhalt im Team.“

Ulrike Mahler

ter solchen Stundenzahlen die Angst, dass Einrichtungen wie das Hospiz von Hamburg Leuchtfeuer dem Kern der Hospizarbeit nicht mehr gerecht werden können. Hospize haben es sich zur Aufgabe gemacht, die oft tabuisierten Themen Sterben, Tod und Trauer in die Mitte der Gesellschaft zu tragen. Das geschieht auch und gerade in der Ausbildung.

Die Auszubildenden lernen im Hospiz womöglich zum ersten Mal die Anforderungen einer Pflege kennen, die interdisziplinär auf Individualität und Ganzheitlichkeit ausgerichtet ist (physisch, psychisch, sozial und spirituell). Für Hospizleiterin Melanie Fischer ist das ein großer Schatz und geradezu der Kern der Ausbildung. Es gehe darum, die Werte und Haltung, die sich im Begriff „Hospiz“ bündeln, an die jungen Menschen weiterzugeben. „Wenn uns gelingt, den Auszubildenden ein paar Nuancen von dieser Einstellung in ihre eigene Pflegewelt mitzugeben, damit wäre schon viel gewonnen.“

Bei Ivett Gabor hat das geklappt. Sie arbeitet nach ihrer Ausbildung inzwischen bei einem ambulanten Pflegedienst. Und sie weiß nicht zuletzt durch ihre Zeit bei Hamburg Leuchtfeuer, wie wertvoll ein Königsberger-Klopse-Rezept für die Menschen, die sie betreut, sein kann.



FÜR MENSCHEN IMMER DAS OPTIMUM

Susanne Bertels, Seelsorgerin, und Steffi Severs, psychosoziale Betreuerin, verfügen zusammen über mehr als 18 Jahre Erfahrung in der hospizlichen Begleitung. Im Interview sprechen sie über den Kern ihrer Zusammenarbeit, über unseren Umgang mit dem Altern und wie sie es schaffen, dass Menschen sich ihnen öffnen.



Mehr als 18 Jahre gemeinsame Erfahrung
Susanne Bertels (links) und Steffi Severs sind ein eingespieltes Team. Nach zehn Jahren als Seelsorgerin im Hamburg Leuchtfeuer Hospiz verabschiedet sich Susanne Bertels nun in den Ruhestand.

INTERVIEW PETER LEWANDOWSKI FOTOS JULIA SANG NGUYEN

Susanne, du bist jetzt seit 10 Jahren als Seelsorgerin im Hospiz von Hamburg Leuchtfeuer tätig. Nun wirst du dich bald in den Ruhestand verabschieden – auf was für eine Zeit blickst du zurück?

Susanne Bertels: Auf eine sehr intensive. Und auf eine sehr bewegte. Es gibt ja viele äußere Faktoren, die meine Arbeit immer ein bisschen mitbestimmen: Personalwechsel, Entwicklungen in der Gesellschaft oder auch Dinge wie die Coronapandemie.

Wie war das hier während Corona?

Susanne: Das war hier im Hospiz wirklich eine ganz, ganz harte Zeit. Denn die Menschen, die hierherkommen und die allerletzte Lebensphase hier verbringen, mussten sich noch mal zusätzlich einschränken und konnten auch nicht so viel Besuch empfangen. Zeitweilig durfte nur ein Mensch aus der Familie kommen. Und das in einer Phase, in der ja Kontakt sehr wichtig ist und gebraucht wird. Die Gespräche mit

„

Anfangs staunen viele Bewohner*innen ja, wie viel Lebensqualität hier noch möglich ist, im Hospiz ... und das wird als ein Stückchen Reichtum erlebt.“

Susanne Bertels

den Bewohner*innen haben sich dann sehr um den Schmerz gedreht, nicht bei seiner Familie oder mit Freunden zusammen sein zu können.

Steffi, du bist psychosoziale Betreuerin im Hospiz. Wie genau gestaltet sich deine Zusammenarbeit mit Susanne?

Steffi Severs: Wenn Susanne kommt, sind wir erst mal eine viertel bis halbe Stunde verabredet, damit ich sie auf den neuesten Stand bringe: Wie ist der Tag bei den einzelnen Menschen? Ist zwischenzeitlich jemand verstorben? Und wenn ja, wie war das? Was war bewegend? Dann geht Susanne auf die Menschen zu und führt Gespräche. Wenn ihr etwas wichtig erscheint, was wir alle im Haus wissen sollten, dann kriege ich eine Übergabe von ihr zurück. Etwa, weil ein sozialer Notstand oder ein konkreter Hilfebedarf angesprochen wurde. Da gibt es manchmal Informationen, die bei uns im Team noch gar nicht gelandet waren. Das ist eines der Kernelemente in unserer Zusammenarbeit – natürlich immer mit Respekt vor den Wünschen der Bewohner*innen und vor dem Seelsorgegeheimnis.

Das heißt, du, Steffi, bist ständig mit den Bewohner*innen in Kontakt und weißt um ihren gesundheitlichen und mentalen Zustand?

Steffi: Ganz genau.

Susanne: Hat heute zum Beispiel jemand ein Symptom, das es unmöglich macht, dass man ihn besucht, oder ist sonst irgendetwas vorgefallen? Ist es nicht sinnvoll oder ist es vielleicht gerade sinnvoll, noch mal zu bestimmten Menschen hinzugehen? Unsere Zusammenarbeit ist sehr ausgerichtet auf das Wohl der Gäste. Wir schauen immer nach dem Optimum, das wir da bewegen können. Und auch danach, wie wir den Austausch dazu öffnen können. Wenn

ich zum Beispiel das Gefühl habe, über die private Leidenschaft eines Menschen mit ihm in Kontakt treten zu können, und weiß, da gibt es Ehrenamtliche, die damit Erfahrungen haben, dann melde ich das an Steffi. Sie arrangiert dann den Bewohner mit den jeweiligen Ehrenamtlichen.

Bei einem Bewohner hatte ich zum Beispiel mal erfahren, dass er gerne malt. Und hier im Haus gibt es ja die Kunsttherapeutin, das habe ich dann Steffi weitergeleitet. Es geht ja nicht darum, dass die Bewohner*innen Intimes ausplaudern. Sondern es geht darum zu erfahren, was hilfreich sein könnte und wie jemand in seinen seelischen Themen unterstützt werden kann.

Öffnen sich die Menschen euch gegenüber unterschiedlich? Wo ist der Unterschied in der Annahme der Bewohner*innen bezüglich eurer Funktion und Rollen?

Susanne: Wenn ich in den Raum komme, dann ist da zunächst mal Kirche und Glauben und die Frage „Wie habe ich mein Leben gelebt?“. Das schwingt im Hintergrund mit, wenn ich mich vorstelle als Seelsorgerin. Es kann auch Thema sein, einfach noch mal gemeinsam zurückzuschauen: „Wann bin ich zufrieden? Fehlt etwas? Ist etwas offengeblieben?“

Steffi: Das Verbindende unserer beiden Bereiche sind letztendlich Fragen der Befindlichkeit, wo Susannes und meine Art, Gespräche zu führen, sehr ähnlich ist, aber ich spreche dann einen anderen, konkreten Teil an. Manchmal begegnen auch mir die Sinnfragen, aber die verorte ich eher in Susannes Gesprächen. Das bringt sie ein: die Frage nach Spiritualität, nach Religiosität oder danach, wie es nach dem Tod eigentlich weitergeht.

Bei der sozialen Arbeit ist das oft so, dass Menschen, die sehr selbstbestimmt und organisiert sind, mich fragen: „Wofür brauche ich Sie eigentlich? Ich bin doch mein ganzes Leben ohne Sozialarbeit klargekommen.“ Aber meine Arbeit ist ja die psychosoziale Begleitung – und das ist ein total schöner Begriff, denn „sozial“ ist alles Mögliche. Sozialrechtliches, von Wohnungsthemen über Zahlungsbefreiung, die Krankenkasse, Rentenanträge, die noch gestellt werden müssen. Das ist Teil meiner Arbeit.

Und wo ist die Verbindung zwischen „psycho“ und „sozial“?

Steffi: Ich habe ein schönes Beispiel: den Rentenantrag. Es war gerade eine jüngere Frau da, die einen Rentenantrag ausfüllen musste. Wenn man jung ist, ist der so um die 50 Seiten lang, und es braucht Un-



”

Wenn die Menschen noch in guter Verfassung zu uns kommen, dann erzählen sie gerne noch. Vor allem, was sie zuletzt bewegt hat.“

Susanne Bertels

terstützung. Die hat sie bei mir bekommen, und für mich hat das wiederum einen praktischen Nebeneffekt: Sie musste ihre Arbeitsbiografie sehr genau aufschreiben. Und in diesen vielen Zeilen steckt Leben drin. Und es ist ein Moment, wo wir gemeinsam auf ihr Leben zurückblicken konnten.

Die Arbeitsbiografie steht im Vordergrund, und es kamen ganz viele Geschichten, die dann zwischen dieser künstlichen Teilung in „psycho“ und „sozial“ eine Brücke schaffen: „Warum habe ich so oft den

Beruf gewechselt oder warum musste ich wechseln?“ „Wo war Krankheit?“ Aber auch schöne Dinge: „In dieser Phase war ich nicht arbeiten, weil ich Kinder bekommen habe.“ Die Menschen entscheiden selbst, was sie vertiefen möchten und ob sie das überhaupt möchten. Aber das sind Möglichkeiten, über das „Sozialrechtliche“ schnell oder eben auch einfach zu wichtigen Stationen im Leben zu kommen, wo es um den Rückblick gehen kann, wo Fragen des Sinns auftauchen. Da setze ich als Gesprächspartnerin an.

Es klingt ein bisschen so, als hätten wir unterschiedliche Phasen in der Auseinandersetzung am Lebensende: Vergangenheit, akute Situation, aber auch Sinnhaftigkeit und Gedanken über die Zeit danach. Gibt es hier Phasen oder Verläufe, die ihr bei Menschen am Lebensende beobachten könnt?

Susanne: Man kann Zustände oder Übergänge beschreiben. Wenn die Menschen noch in guter Verfassung zu uns kommen, dann erzählen sie gerne noch. Vor allem, was sie zuletzt bewegt hat. Das kann die Frage sein, wie lange der oder die Bewohner*in die Diagnose bereits kennt. Wie lange hat er oder sie sich schon damit auseinandergesetzt? Das sind ganz entscheidende Fragen, die das Ankommen hier im Haus mitbestimmen.

Und dann müssen die Bewohner*innen auch immer mehr loslassen. Das würde ich am ehesten als Phase beschreiben: dieses Loslassen vom eigenen Leben. Wenn die Menschen hierherkommen, dann haben sie schon ziemlich viel loslassen müssen. Manche von jetzt auf gleich. Das ist schwer. Und hier geht es immer noch mal mehr um das Loslassen. Und auch darum, nicht mehr Herr und Herrin über den eigenen Körper zu sein.

Wenn diese Zeit mit großen Problemen, also mit Schmerzen oder Ähnlichem belastet ist, ist es oft eine ganz andere Qualität der Auseinandersetzung. Da kann es schon darum gehen, die letzte Zeit ohne Übelkeit und ohne Leid zu verbringen. Einfach einzuschlafen und am nächsten Morgen nicht mehr aufzuwachen – das wünschen sich ganz viele.

Sind Selbstbestimmung und Selbstwirksamkeit Themen, die dem Menschen individuell innewohnen, oder ist das mittlerweile ein gesellschaftliches Thema? Unsere Gesellschaft wird älter, aber viele Menschen wollen lange jugendlich wirken und versuchen, sehr vital zu sein.

Steffi: Viele Menschen haben Angst vor dem Sterben. Das ist mit der Vorstellung verbunden: Sterben ist ein leidvoller Prozess, das ist mit Symptomen verbunden,

ich liege da und kann gar nichts mehr selbst machen. Das macht mehr Angst als der Tod selbst.

Von außen denken wir im Team bei Bewohner*innen immer mal wieder: „Mensch, lass dir doch helfen, das ist doch viel einfacher hier. Warum quälst du dich mit dem Rollator nach unten, du könntest dich doch in den Rollstuhl setzen.“ Wenn diese Bewohner*innen bettlägerig werden, ist das oft wie eine Einsicht oder die Zustim-

”

Die Menschen entscheiden selbst, welche Themen sie vertiefen möchten und ob sie das überhaupt möchten.“

Steffi Severs



mung: „Ja, bitte helft mir.“ Wenn diese Situation eintritt, dann ist das Lebensende oft nicht mehr weit.

Susanne: Ich begrüße es übrigens, wenn Menschen möglichst lange aktiv sind. Aber diese andere, verletzte Seite des Alters oder der Krankheit muss auch akzeptiert werden. Man springt nicht gesund in die Kiste. Ich glaube, es ist einfach sehr schwer zu akzeptieren, dass man nicht immer so fit sein kann und dass das Lebensende immer bedeutet: Einschränkungen und Veränderungen. Das passt eben nicht in dieses jugendliche Bild – fit zu sein bis 90 und so weiter. Aber den meisten ist das eben nicht vergönnt. Und das ist auch in Ordnung so.

Anfangs staunen viele Bewohner*innen ja, wie viel Lebensqualität hier noch möglich ist im Hospiz. Und dass sie mit Seelsorge, Malen, Musik, psychosozialen Gesprächen, Küche und Pflege hier noch einmal so viel Zuwendung bekommen, und das wird als ein Stückchen Reichtum erlebt. Das finde ich das Besondere hier im Hospiz, und ich trage da gerne mit zu bei. Dazu, dass das Ende als geborgen und reichhaltig und schön erlebt werden kann.

Steffi: Für die Angehörigen ist das übrigens ähnlich. Wir machen ja auch eine Gedenkfeier nach einer gewissen Zeit.

Eine Gedenkfeier?

Susanne: Das ist ein wichtiger Teil unserer Zusammenarbeit: diese Trauer- und Gedenkfeier für die Angehörigen. Die haben wir in regelmäßigen Abständen, etwa drei- bis viermal im Jahr. Es muss ein bestimmter Zeitraum von vier bis fünf Monaten seit Versterben des Bewohners oder der Bewohnerin vergangen sein, und dann werden die An- und Zugehörigen eingeladen. Sie kommen wieder in dieses Haus, in dem sie viel Schmerzhafes, aber auch viel Schönes erlebt haben. Und die Verstorbenen werden noch einmal lebendig in einem Ritual.

Steffi: Es kommen auch nicht immer alle Zugehörigen. Für einige ist das noch zu schmerzhaft, einige haben auch einfach mit dieser Phase abgeschlossen. Es kommen die, die kommen möchten, und dann machen wir gemeinsam dieses Ritual, das in Musik eingebettet ist. Es werden Kerzen entzündet, es werden alle Namen vorgelesen mit Geburtstag und Sterbetag, es werden Lichter angezündet auf einem geschmückten Tisch, für den auch Blumen mitgebracht werden können. Susanne hält eine Ansprache, ich erzähle danach etwas über das Haus und die Arbeit. Am Ende sitzen wir bei Kaffee und Kuchen zusammen, und es gibt die Möglichkeit für Austausch untereinander.



FESTLAND



„Ich sag ja immer ganz nach
Hape Kerkeling: Der Junge muss
an die frische Luft!“

Mit Krankheit leben und in Gemeinschaft wohnen: Darum geht es bei **Hamburg Leuchtfeuer Festland**. Es ist ein Haus mit 27 Wohnungen, in dem junge chronisch kranke Menschen einen Ort finden, an dem sie auch bleiben können, wenn es ihnen schlechter geht. Damit stellt das Wohnprojekt sicher, was Betroffene dringend brauchen: eine bessere Lebensperspektive.

FOTO: HENDRIK LÜDERS





TEILHABE(N) AN DER WELT

Teilhabe am öffentlichen Leben zu ermöglichen ist eines der Ziele des Wohnprojekts Festland von Hamburg Leuchttfeuer. Aber wie steht es eigentlich um die Barrierefreiheit des öffentlichen Lebens? Unsere Autorin Dana Janßen begleitete Festland-Bewohnerin Daniela Möller einen Tag lang in ihrem Alltag und lernte deren Perspektive auf das Thema Teilhabe kennen.

TEXT & FOTOS: DANA JANSSEN

„ Daniela Möller weiß von ihrer Diagnose Multiple Sklerose, seitdem sie 22 Jahre alt ist. Das Leben mit der Krankheit ist alles andere als einfach und selbstverständlich. Viele Herausforderungen und Hürden stellen sich ihr in den Weg. Seit der Eröffnung von Hamburg Leuchttfeuer Festland im Dezember 2020 wohnt Daniela in dem gemeinnützigen Wohnprojekt. Was sich seitdem verändert hat? Daniela zeigt mir, wie sie versucht, ihrer Erkrankung eine Nebenrolle in ihrem Leben zu geben. Und wie gerne sie am Leben teilnimmt und nicht den Mut verliert. „Das, was andere mit ihren Füßen machen, mache ich eben mit meinen Armen.“ Heute darf ich Daniela einen Tag in ihrem neu gestalteten Leben begleiten – einem Leben, das bis vor wenigen Jahren so noch nicht denkbar gewesen wäre.

Um Punkt 10 Uhr geht es für uns los, wir treffen uns vor dem Festland-Gebäude: Der Tag startet heute nämlich direkt mit Reittherapie. Die findet am Stadtrand von Hamburg statt, weshalb wir mit einem Taxi der DMSG (Deutsche Multiple Sklerose Gesellschaft) abgeholt werden. Eine weitere Teilnehmerin wartet schon im Bus, und noch eine Festland-Bewohnerin steigt ein. Für Daniela gibt es im hinteren Teil des Kleinbusses genug Platz, um mit dem Rollstuhl hineinzufahren und diesen festzuschnallen. Wir sind vollständig – es kann losgehen!

Den Schwung ausnutzen

Die Fahrt ist lustig. Wir vier Frauen und Hartmut, der Fahrer, unterhalten uns über das Reiten, das Wohnen bei Festland, die HafenCity und den Verkehr in Hamburg. Wir sprechen auch über die DMSG. Diese vertritt die Belange der MS-Erkrankten in Deutschland und bietet ihnen sozialmedizinische Unterstützung, Information, Beratung und ein Angebot an verschiedenen Aktivitäten. So zum Beispiel auch die Reittherapie. Dieses Angebot nutzen alle drei besonders gern.

An der Reithalle angekommen, warten wir noch im Vorraum der Reithalle, in der einige Tische und Stühle stehen. In der Ecke ist ein kleiner Kamin, der den Raum schön warmhält. Wir bekommen noch Tee und Kaffee und können nebenbei durch ein Fenster in die Reithalle schauen. Wir setzen uns noch einen Moment an den Tisch, unterhalten uns und schauen anderen beim Reiten zu. Und dann geht es auch schon los für Daniela. Über ein Podest hilft Martina, eine ihrer Physiotherapeut*innen, ihr dabei aufzusteigen. Das Pferd geht langsam los. Zusammen drehen sie ihre Runden in der Halle. Die Stimmung ist konzentriert, aber entspannt. Zwischendurch hört man die Stimme

„

Auch als Daniela mit Martinas Hilfe vom Pferd absteigt, wird kaum darüber geredet. Das ist auch gar nicht nötig, es funktioniert einfach.“

der Physiotherapeutin, die die Reittherapie anleitet. Es ist beruhigend, Daniela, Martina und dem Pferd zuzusehen. Ein paar Runden geht es noch so weiter, mal ganze Runden, mal quer durch die Halle. Mir fällt auf, wie wenig Worte nötig sind, damit alles reibungslos funktioniert. Auch als Daniela mit Martinas Hilfe vom Pferd absteigt, wird kaum darüber geredet. Das ist auch gar nicht nötig, es funktioniert einfach.

Hinter der Halle machen wir noch ein paar Bilder mit Daniela und dem Pferd im Grünen. Wir sind uns alle einig, dass wir bei dem schönen Wetter gern länger geblieben wären, aber es geht direkt weiter. Hartmut erwartet uns mit dem Kleinbus. Im strahlenden Sonnenschein fahren wir noch einmal durch ganz Hamburg zurück in die HafenCity. Auch hier gibt es keine Pause, wir machen uns direkt wieder auf den Weg. Daniela ist ständig auf Achse, das wird mir an diesem Tag klar. „Wenn ich den Schwung habe, dann muss ich den auch ausnutzen“, sagt sie immer wieder zu mir. Sie düst schon los, ich laufe zügig hinterher, um mitzuhalten. Unser Ziel: Danielas Friseurin. Heute soll ihre Frisur aufgefrischt werden. Daniela und Elvira, die Friseurin, kennen sich seit „Kilometer 995“ wie Daniela sagt. Ihr Rollstuhl kann nämlich mitzählen, wie viele Kilometer sie schon gefahren ist. Die 1000 Kilometer-Marke hat sie schon vor einer ganzen Weile geknackt.

Als wir den Friseursalon betreten, spürt man sofort eine gewisse Vertrautheit. Elvira und Daniela sind eingespielt: einmal rüberutschen vom Rollstuhl auf den Sessel zum Haarewaschen, dann zurück in den Rollstuhl, dann wieder rüber auf den Friseursessel zum Föhnen und Schneiden. Zack-zack-zack. Keine Absprache notwendig. Ich sitze auf einem Drehstuhl neben den beiden und höre ihren Gesprächen zu. Daniela kann gut erzählen. Sie berichtet, dass es für sie bald nach Taubertischheim geht, zum Olympiastützpunkt der Fechter*innen. Die Sache mit dem Fechten



Geübt ist geübt

Bei der von der DMSG organisierten Reittherapie genießt Daniela Möller die Bewegung, die frische Luft, die Ruhe und den Kontakt mit dem Pferd.

habe sich zufällig ergeben, aber dann ging es richtig los. Und wie: Daniela fing an zu trainieren und fuhr irgendwann nach München zum paralympischen Fechtzentrum. „Da wurde mein Talent entdeckt.“

Was Sport im Allgemeinen angeht, kann Daniela beeindruckt: Für die Zukunft stehen unter anderem der Airport Race, also ein Lauf um das Hamburger Flughafengelände, und der Halbmarathon in Hamburg an. Dazu kommen außerdem Boxtraining, Yoga und viele verschiedene Sportarten, die sie gern ausprobiert, zum Beispiel Tanzen oder Surfen.

Ein „Schwamm der Möglichkeiten“

Daniela erzählt, wie froh sie über die Möglichkeiten ist, die sie aktuell hat. Zwar gibt es auch in Hamburg häufig Kritik in Bezug auf Barrierefreiheit und Teilhabe am öffentlichen Leben. „Aber ich habe vor meinem Umzug in einem abgelegenen niedersächsischen Dorf gewohnt, da war für mich kaum Teilhabe am ‚normalen‘ Leben möglich. Allein schon aufgrund der Infrastruktur.“ Am Bahnhof gab es damals zum Beispiel keinen Fahrstuhl. Ein Erreichen des Gleises mit Rollstuhl? Nicht möglich – eine selbstständige Fahrt, etwa ins nahe gelegene Braunschweig, war undenkbar. „Hier in Hamburg sauge ich die Möglichkeiten, die sich bieten, auf wie ein Schwamm. Mit Rollstuhl. Ist mir ja egal!“

Für Daniela hat sich mit dem Umzug in die Hansestadt und mit dem Einzug bei Festland vor drei Jah-



ren alles geändert, wie sie selbst sagt. „Ich bin hier völlig eigenständig und frei.“ Festland gibt ihr die Möglichkeit, in ihrer eigenen Wohnung zu wohnen und durch die barrierefreie Bauweise so selbstständig wie möglich zu leben. Der Gedanke dabei: Wo die Grundbedürfnisse in Bezug auf bedürfnisgerechten Wohnraum bestmöglich gedeckt sind, können sich die Bewohner*innen endlich um andere Aspekte ihres Lebens kümmern.

Zusätzlich zur Barrierefreiheit bietet Festland den wichtigen Raum für Gemeinschaft. So gibt es immer wieder gemeinsame Aktionen für alle Bewohner*innen wie gemeinsames Frühstück, Kochabende und vieles mehr. Das Team von Festland initiiert Aktionen, die Hausgemeinschaft entscheidet, was sie braucht und was für sie Sinn macht. Das Haus ist vollständig barrierefrei gebaut. Wo individuelle Anpassungen für die Bewohner*innen nötig sind, wird umgebaut. Einfach und günstig ist das zwar nicht – aber notwendig, um Teilhabe für alle unabhängig von der Erkrankung zu sichern.

Zu dieser Form von Teilhabe am gesamten Leben für chronisch erkrankte Menschen beizutragen ist eines der Ziele von Festland. Und diese Teilhabe ist auch ein wichtiger Baustein im Bereich gelebter Inklusion, die Daniela bestätigt: Sport, Reisen und Hobbys leben zu können ist dabei genauso wichtig wie vermeintlich „Normales“: Einkaufen, in einem Café sitzen oder selbstständig mit den öffentlichen Verkehrsmitteln

fahren zu können. Teilhabe schafft Lebensqualität. Das wurde mittlerweile auch auf politischer Ebene erkannt. Seit dem Jahr 2023 ist das sogenannte Bundesteilhabegesetz vollständig in Kraft getreten. Dort heißt es, dass die „[...] Kernziele sind, mehr Selbstbestimmung und umfangreichere Teilhabe sicherzustellen“. Bei Festland und im umliegenden Quartier Baakenhafen der HafenCity wird dieses Ziel bereits weitgehend gelebt.

Nach etwa einer Stunde auf dem Friseurstuhl sitzt der neue Haarschnitt. Daniela strahlt, Elvira strahlt, es steckt an. Aber nach dem Bezahlen und ein paar schnellen Fotos wollen wir natürlich gleich weiter. Wir fahren mit dem Bus Richtung Hauptbahnhof. Ich klappe die Rollstuhlrampe um, wir steigen ein und fädeln uns in den überfüllten Bus ein. Irgendwie schafft es Daniela ganz schnell, rückwärts in die dafür vorgesehene Einbuchtung im hinteren Teil zu fahren, und grinst mich an. Wir wollen nach St. Pauli, zum Hans-Albers-Platz – direkt an der Reeperbahn. Dort wird die letzte Aktivität des Tages stattfinden: Yoga.

„Nur so können wir voneinander lernen“

Vorher haben wir aber noch einen Moment Zeit und setzen uns in ein kleines Bistro, essen Mezze und trinken Tee. Ich merke, dass ich erschöpft bin, aber Danielas Energie steckt an. Ich frage sie, wie sie die Teilhabe anderer Festland-Bewohner*innen wahrnimmt. „Unterschiedlich“, sagt sie. Es komme, wie immer, auf viele Faktoren an. Auf die Schwere und die Phase der Erkrankung, auf die Persönlichkeit der Bewohner*innen und auch auf ihr Alter. Aber in jedem Fall wird jeder und jedem eine Teilhabe möglich gemacht, wie zum Beispiel durch die rollstuhlgerichte Küche, gemeinsame Ausflüge und regelmäßige Aktivitäten für alle Bewohner*innen bei Festland. Die Angebote werden angenommen. Von einigen mehr, von anderen weniger, wie überall sonst auch.

Daniela ist es wichtig, viel draußen zu sein – aktiv zu sein, sichtbar zu sein, Teil der Welt zu sein. Um anderen Mut zu machen und um der Welt zu zeigen, dass es Menschen im Rollstuhl gibt und dass diese

ebenso am Leben teilnehmen möchten wie alle anderen auch. „Nur so können wir voneinander lernen.“

Als wir aufgegessen haben, dämmt es schon, und wir machen uns schnell auf den Weg zum Yogastudio. Das ist direkt um die Ecke, und als wir ankommen, werden wir auch schon erwartet. Vor dem Studio ist eine kleine Stufe. Ein Hindernis, das schnell gemeistert werden kann: Zwei von den Yogis kommen mit nach draußen und tragen Daniela kurzerhand mit ihrem Rollstuhl über die Stufe hinein. Beim Yoga ziehe ich mich zurück und lasse Daniela die nötige Ruhe. Als ich gehe, sitzt sie schon auf der Yogamatte im Schneidersitz. Für mich gibt es eine kurze Pause, für Daniela nicht.

Nach dem Yogakurs unterhalten wir uns noch etwas. Daniela erzählt mir von einer anstehenden Reise: Dubai und dann nach Sri Lanka für drei Wochen Ayurveda-Kur. Das klingt toll. Und wieder mal nach einem gut gefüllten Terminplan. „Ich könnte auch den ganzen Tag Fernsehen gucken, aber das mache ich halt nicht“, hatte sie heute Morgen zu mir gesagt. 

In Bewegung bleiben

Yoga ist nur eines der vielen Bewegungsangebote, die Daniela Möller regelmäßig wahrnimmt.



„Ich merke, dass ich erschöpft bin. Aber Danielas Energie steckt an.“

EIN ERFÜLLENDES ENGAGEMENT

Das Ehrenamt ist eine zentrale Säule bei Hamburg Leuchtf Feuer. Im Wohnprojekt Festland in der Hamburger HafenCity geht das freiwillige Engagement sogar durch den Magen und um die halbe Welt. Ein Besuch.

TEXT ERIK KLÜGLING FOTOS HENDRIK LÜDERS

Es ist 10 Uhr an einem Samstag, und die Vorbereitungen bei Festland laufen auf Hochtouren. Im Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss weht heute die Schweizer Flagge. Käseduft liegt in der Luft. Ein Schweizerdeutsches Essen steht auf dem Speiseplan. Zum Käsefondue mit Baguette und Weintrauben werden Schoki und Kräuterbonbons gereicht. Ehrenamtliche vom Rotary Club Hamburg Maritime Motion organisieren die heutige Veranstaltung und kleiden sechs Tische mit Schweiz-Servietten ein. 30 Menschen werden heute erwartet, darunter viele Festland-Bewohner*innen sowie Freund*innen und Familie der Ehrenamtlichen.

„Weil die Bewohner nicht reisen können, bringen wir die Reiseländer eben hierher“, erzählt Nils Menzel. Er ist Organisator für alles beim Rotary Club Hamburg Maritime Motion und packt auch bei der heutigen Veranstaltung kräftig mit an. Der noch recht junge Rotary-Club-Ableger engagiert sich vor allem durch Veranstaltungen wie diese. Die Idee kam Nils und seinen Mitsstreiter*innen im Gespräch mit einer Festland-Bewohnerin. Sie wollte viel reisen, „solange es noch geht“. Die anderen Bewohner*innen hingen gespannt an ihren Lippen, denn manche können ihre Reiseträume nicht wahr werden lassen. Wieso also nicht das Festland zum Reiseziel machen? Und so wurde ein ohnehin geplantes

Kochevent kurzerhand zum Reiseevent. Mittlerweile sind sie schon gut herumgekommen, denn „wir haben schon Spanien, Afrika, New York, Australien und Hawaii zu Festland gebracht“, erzählt Friederike Hobusch, amtierende Präsidentin des Rotary Club Hamburg Maritime Motion. „Für uns ist das auch eine schöne Möglichkeit, unsere Familien mitzunehmen und einen Austausch unter mehreren Generationen zu haben.“

Reisen geht durch den Magen

11 Uhr. Aufgeregt blubbert der Fonduekäse in den Töpfen. Die angekündigten 30 Menschen sind gekommen, auch ein paar Kinder und sogar ein Hund sind da – ein richtiges Mehrgenerationen-Festmahl. Doch heute wird nicht nur kulinarisch aufgetischt, auch kulturell: Erst flimmert ein Schweiz-Quiz auf dem Bildschirm und will wissen, in welchem Jahr die Schweiz offiziell neutral wurde (Antwort: 1815) und wie lang das größte Alphorn der Welt ist (47 Meter). Dann gibt es ein Best-of der Schweizer Sprache, die in manchen Momenten doch recht ungewöhnlich und für deutsche Ohren komisch klingen kann. Bluämähäfel (Blumentopf), Chochichäschdli (Küchenschrank) und Poschtiwägeli (Einkaufswagen) sorgen für besonders viele Lacher beim Versuch des Nachsprechens.

Die Welt nach Hause holen

Regelmäßig lädt der Rotary Club Hamburg Maritime Motion zum internationalen Essen. Eine von vielen ehrenamtlich organisierten Gemeinschaftsaktivitäten bei Festland.



Wenn sich zwei finden ...

Unter die Schweizer „Tourist*innen“ bei Festland mischen sich an diesem Tag auch Bewohner Christian Hennings und Kai Münster. Kai ist einer von rund zehn Ehrenamtlichen bei Festland. Seit der Coronapandemie engagiert er sich im Haus und bei Veranstaltungen von Hamburg Leuchtf Feuer. Eigentlich sitzt er tagtäglich im Büro am Rechner und jongliert mit Zahlen. Eine Arbeit, bei der nicht immer ein Fortschritt erkennbar ist. „Wenn ich meinen Computer abends runterfahre, sieht mein Schreibtisch genauso aus wie morgens. Man könnte meinen, ich habe auf der Welt nichts bewegt“, erzählt Kai. „Aber das hier ist viel greifbarer. Und vor allem erfüllender.“ Nicht nur das: Christian und Kai sind mittlerweile gute Freunde geworden.

Auf der Suche nach einer sinnerfüllten Tätigkeit kam Kai damals auf Christian Kaiser-Williams zu, der zu diesem Zeitpunkt noch das Ehrenamt bei Hamburg Leuchtf Feuer koordinierte. Mittlerweile ist er Leiter des Wohnprojekts Festland. Gemeinsam dachten sie über das Wo nach. „Wer Interesse am Ehrenamt bei Hamburg Leuchtf Feuer hat, dem zeigen wir gerne unsere gemeinnützigen Einrichtungen, damit sich jeder Mensch ein gutes Bild machen kann“, erklärt Christian Kaiser-Williams. Kai legte sich schnell auf Festland fest und wollte Bewohner*innen in ihrem Alltag unterstützen. Dann ging es nur noch ums Wer. „Wir achten natürlich drauf, dass die Personen zusammenpassen und gut miteinander harmonieren.“ Die „Wahl“ fiel auf Bewohner Christian. Der 59-Jährige lebt seit Dezember 2020 bei Festland und war schon in der psychosozialen Begleitung bei Hamburg Leuchtf Feuer Aufwind, direkt nebenan. Schon nach dem ersten Treffen der beiden stellte Christian Kaiser-Williams mit großer Freude fest: „Da haben sich zwei gefunden!“

... wird aus Ehrenamt Freundschaft

Christian und Kai treffen sich immer mittwochs. „Das lockert immer meine Woche auf und gibt mir mehr Struktur“, freut sich Christian auf den Besuch. Ein Spaziergang ist immer gesetzt, schön am Wasser entlang. „Ich sag ja immer ganz nach Hape Kerkeling: Der Junge muss an die frische Luft!“, scherzt Kai. Manchmal gehen sie ins Theater oder auch mal ins Kino. Ein andermal machen sie es sich auf Christians Balkon gemütlich. Ihr Umgang miteinander ist herzlich und vertraut, beide sind stets zu Scherzen aufgelegt. Mittlerweile ruft Christian regelmäßig an und erkundigt sich im Gegenzug auch nach Kais Wohlbefinden. „Da ist eine richtige Freundschaft entstanden. Für mich ist das längst kein Ehrenamt mehr, das kommt vom Herzen“, schwärmt Kai. Als Christian auf dem Weg zu seiner Mutter einen Autounfall hatte, war Kai da und half mit den Unterla-



Mehr als Ehrenamt ...

... so empfindet Kai Münster (hinten) seine Zeit mit Festland-Bewohner Christian Hennings. Zwischen den beiden ist eine Freundschaft entstanden.

gen und Dokumenten. Eben wie ein richtiger Freund.

Bei den beiden geht die ehrenamtliche Rechnung voll auf: Jeder hat etwas von der gemeinsamen Zeit. „Ich bin total gerne hier und gehe nie mit schlechter Laune oder einem komischen Gefühl nach Hause – ganz im Gegenteil“, sagt Kai. Ehrenamt funktioniert eben am besten, wenn Ehrenamtliche auch etwas zurückbekommen. Natürlich kein Geld, „sondern Emotionen! Mich erfüllt es sehr, hier und bei Hamburg Leuchtf Feuer anzupacken“. Und das sind genau die Geschichten, die Christian Kaiser-Williams so schätzt, denn „wer kann besser vom Ehrenamt erzählen als die Menschen, die sich hier regelmäßig engagieren?“

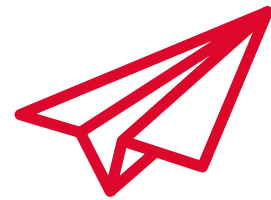
Die Türen stehen auch 2024 offen

Es ist 13 Uhr, und der Käse steckt mitten in den Bäuchen der Festland-Reisegruppe. Die kulinarisch-kulturelle Reise hat viele Bewohner*innen nachhaltig beeindruckt. „Das Ehrenamt kommt generell großartig an und verbessert die Lebenssituation der Bewohner*innen in vielen Bereichen“, weiß Christian Kaiser-Williams. Auch 2024 sind bei Festland einige weitere gemeinsame Veranstaltungen mit dem Rotary Club Hamburg Maritime Motion geplant. Viele gute und leckere Möglichkeiten, sich ehrenamtlich zu engagieren.“

EHRENAMT BEI HAMBURG LEUCHTFEUER

Rund 80 Menschen engagieren sich regelmäßig ehrenamtlich für Hamburg Leuchtf Feuer. In der Weihnachtszeit unterstützen zusätzlich rund 100 Helfer*innen punktuell die Benefiz-Aktionen, etwa beim Verkauf der Leuchtf Feuer-Teddys im Hauptbahnhof oder im Benefizshop im Levantehaus. Mehr als 15 Ehrenamtliche sind regelmäßig bei Festland in der HafenCity im Einsatz. Sie sind Bezugspersonen für Bewohner*innen und organisieren Veranstaltungen für die Hausgemeinschaft und Nachbar*innen von Festland. Wenn auch Sie sich engagieren möchten, finden Sie alle Infos und Ansprechpartner*innen unter hamburg-leuchtf Feuer.de/ehrenamt/

AUFWIND



„Diese Hilfe zur Selbsthilfe lernt man hier.
Das ist etwas, was ich aus der ersten Begleitung bei Aufwind
vor einigen Jahren mitgenommen habe.“

Seit 1995 begleitet **Hamburg Leuchtfeuer Aufwind**
Menschen, die an HIV oder Aids erkrankt sind, psychosozial.
Das Team hilft Betroffenen durch bedarfsorientierte Angebote dabei,
ihre Lebensqualität zu verbessern, und ermöglicht dadurch
ein selbstbestimmtes Leben trotz Krankheit.

FOTO: AXEL MARTENS





EIN UNERWARTETES LEBEN

Frank ist Klient in der psychosozialen Begleitung bei Hamburg Leuchtfener Aufwind. Seit mehr als 40 Jahren weiß Frank von seiner HIV-Diagnose. Dass er so lange mit der Erkrankung leben konnte, verdankt er auch der Begleitung und Hilfe, die er hier bei Aufwind erfährt, wenn er sie braucht. Hier erzählt Frank in eigenen Worten von seinem Leben.

TEXT DANA JANSSEN & PHILIPP STRUNK FOTOS AXEL MARTENS



„Die Zeit 1977 bis 1983 war die glücklichste Zeit für Schwule überhaupt. Der erste CSD war da in Berlin 1979. Die Ängste vor sexuell übertragbaren Krankheiten gab es damals nicht, wenn überhaupt, dann in Amerika und nicht in Europa. Ich hatte also erst mal eine ganz normale, sogar sehr schöne Zeit, bis die Zahlen der HIV-Infizierten auch in Europa rasant anstiegen. Viele haben sich infiziert, viele sind auch gestorben. Mein Freundeskreis wurde regelrecht ausgedünnt. Mein damaliger Freund hat dann irgendwann auch die ersten Anzeichen gehabt und wurde kränker. Aber man konnte zu dem Zeitpunkt noch nicht viel unternehmen, Aids und HIV waren ganz neue Erkrankungen.

Meine HIV-Diagnose habe ich 1982 bekommen, mit 22. Damals war das noch ziemlich umständlich. Die Diagnosenstellung lief über das Gesundheitsamt, wo man eine Blutprobe abgeben musste. Man musste sechs Wochen auf das Ergebnis warten. Sechs Wochen, in denen ich Wasser und Blut geschwitzt und gewartet habe. Dann kam mit der Diagnose die Bestätigung.“

Ein Silberstreif

„Ich war zunächst einer derjenigen, die keine weiteren Anzeichen hatten. Bei mir dauerte das. Erst Ende der Neunziger ging es mir schlechter. Irgendwann bin ich zusammengebrochen und musste wiederbelebt werden. Ich war zu dem Zeitpunkt schon sehr krank, hatte massiv an Gewicht verloren und sämtliche Nebenerkrankungen gehabt. Mein Körper war fix und fertig.

Als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, überredete mich ein Freund, mit ihm noch einmal nach Madrid zu fahren. Natürlich haben mir alle davon abgeraten, aber ich habe es trotzdem gemacht. Ich dachte mir: Früher oder später bin ich sowieso tot, ob ich nun dahinfahre oder nicht. Ich bin also nach Madrid gefahren, und es war toll. Dort habe ich zum ersten Mal wieder feste Nahrung zu mir genommen. Als ich wiederkam, bin ich nach St. Georg gegangen zum Institut für interdisziplinäre Infektiologie. Dort erfuhr ich von der neuen antiretroviralen Therapie, die ganz neu auf dem Markt war.



Wenn Klient*innen wieder zu uns kommen, zeigt uns das auch, dass sie gelernt haben, mit eigener Initiative und aus eigener Kraft ihre Probleme anzugehen. Das ist ja eines unserer großen Ziele in der Begleitung.“

Anne Hänsch (Psychosoziale Begleiterin bei Aufwind)



Das Leben absichern Die Sicherung der Existenzgrundlagen ist ein zentraler Teil der Begleitung bei Aufwind.

Diese Tabletten halfen mir vom ersten Augenblick an. Mein Immunstatus hatte sich mehr oder weniger stabilisiert. Meine Immunzellen stiegen in der Zahl an, und meine Viruslast sank massiv ab. Das war erst einmal ein voller Erfolg. Das war 1997. Dann konnte ich eine Weile wieder ganz normal am Leben teilnehmen.“

Den Anschluss verpasst

„Regulär arbeiten konnte ich danach jedoch leider nicht mehr. Man durfte zwar verschweigen, dass man HIV-positiv ist, aber nichtsdestotrotz habe ich eine sehr lange Zeit wegen meines schlechten Gesundheitszustands nicht gearbeitet. Es war schwierig und eigentlich nicht möglich, wieder Anschluss an den Arbeitsmarkt zu finden.

Ich hatte auch keine Rücklagen. Vor meiner Erkrankung habe ich mal als Kaufmann gearbeitet und bin mit meinem damaligen Freund um die halbe Welt gereist. Damals habe ich von einem Tag auf den anderen gelebt und mich nicht um Rücklagen oder andere Ersparnisse gekümmert.

Über die Arbeitsagentur habe ich dann zeitweise immer mal wieder Nebenjobs bekommen. Die habe ich auch ausgeübt, aber da habe ich dann natürlich auch nichts in die Rentenkasse eingezahlt. Und heutzutage bekomme ich eine Rente, die gerade hoch genug ist, um meine Miete in Hamburg bezahlen zu können.

Ich bekomme eine kleine Rente und dazu Bürgergeld. Durch mein Untergewicht erhalte ich auch einen Zuschuss speziell für hochkalorische Nahrung.

”

Häufig kommen Klient*innen zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal zu uns in die Begleitung. Das hat den großen Vorteil, dass wir dann auf bereits Bestehendem aufbauen können.“

Anne Hänsch

Aber es ist insgesamt immer noch sehr wenig Geld, besonders bei den hohen Mieten hier in Hamburg und dazu noch den gestiegenen Heizkosten. Die Grundsicherung, die ich zusätzlich zu meiner Rente kriege, konnte ich hier mit meiner Sozialarbeiterin Anne bei Aufwind beantragen. Ansonsten hätte ich das nie gewusst, dass es so etwas überhaupt gibt. Aber ich komme zurecht. Bei vielen Dingen weiß ich mir mittlerweile zu helfen.“

„Mehr als das zu bekommen ist schwierig“

„Ich war früher schon einmal bei Aufwind, damals noch in Altona. Der Grund war meine Depression. Mir ging es nicht gut. Alle meine Freunde waren mehr oder weniger nicht mehr da, ich war eigentlich allein. Zu meiner Familie hatte ich auch kaum noch Kontakt. Die wussten nichts von meiner Diagnose. Für sie war es schon sehr schwer zu ertragen, dass ich offen schwul lebte, da wollte ich sie mit meiner Diagnose gar nicht erst konfrontieren.

Es ist schwer, ab einem bestimmten Alter neue soziale Kontakte aufzubauen. Meine Mutter lebt auch nicht mehr, und meinen Freundeskreis von damals,

den gibt es so nicht mehr. Der hat sich aufgelöst, viele sind verstorben. Das, was ich heutzutage habe, sind eher Bekannte, auch gute Bekannte. Aber mehr als das zu bekommen ist schwierig.

Daher ist mir der Kontakt zu Aufwind und zu Anne sehr wichtig. Hier habe ich regelmäßigen Umgang mit Menschen und einen sozialen Anlaufpunkt. Anne bringt mich runter, wenn ich mich wegen irgendwelcher Probleme, zum Beispiel mit Behörden, wieder schnell aufgeregt habe.“

Ein Rest an Lebenswillen meldet sich

„Im Laufe der letzten fünf Jahre ging es mir körperlich zunehmend schlechter. Da kamen dann immer mehr Dinge zusammen. Ich hatte zum Beispiel eine Infektion im Auge, weshalb mir einseitig das Augenlicht fehlt. Meine Knochendichte wird niedriger, ich bin untergewichtig und immer schneller erschöpft und müde. Nach und nach kam das alles, wohl aus vielerlei Gründen wie genetischer Veranlagung. Aber natürlich auch aufgrund meiner langjährigen HIV-Diagnose und der heftigen medikamentösen Behandlung, die gerade früher viele Nebenwirkungen hatte.

Mir wurde das irgendwann alles zu viel. Ich wollte nicht mehr. Ich habe meine Langzeitmedikation an einem Punkt einfach abgesetzt. Ich hatte einfach keinen Lebenswillen mehr. Ich wollte warten, bis es vorbei ist.

Irgendwann hat sich aber der Rest an Lebenswillen, der noch irgendwo saß, gemeldet. Dann habe ich mich entschieden, noch mal zu Hamburg Leuchtfuer zu gehen, wo ich beim ersten Mal eben auch schon Hilfe bekommen hatte. Diese Hilfe zur Selbsthilfe lernt man hier. Das ist etwas, was ich aus der ersten Begleitung bei Aufwind vor einigen Jahren mitgenommen habe.

Die Begleitung durch Anne hier bei Aufwind hat dann auch wirklich gut funktioniert. Ich habe wieder Lebenswillen gefasst und auch Lebensmut gewonnen, auch wenn der Körper immer weniger mitspielt.“

Keine Angst vor der Zukunft

„Auf die Begleitung hier bei Aufwind kann ich mich verlassen und weiß, dass Anne und das Team im Notfall oder in schlechten Phasen für mich da sind. Angst vor der Zukunft habe ich daher nicht. Ich schaue mittlerweile immer auf den nächsten Tag und vermeide längerfristiges Planen. Ich lasse mich gewissermaßen überraschen. Insofern habe ich keine richtigen Sorgen oder Ängste, was die Zukunft angeht, und konnte hier wieder eine positivere Grundeinstellung entwickeln.“



Verbunden bleiben Bei Anne findet Frank stets ein offenes Ohr für Zwischenmenschliches.

„WIR FÖRDERN DAS LICHT IN DEN MENSCHEN“

Aufwind begleitet seit fast 30 Jahren Menschen mit HIV und Aids psychosozial – auch solche, die schon lange mit der Krankheit leben. Leiterin Silke Germann spricht im Interview über die Begleitung älterer Klient*innen und die speziellen Herausforderungen, die damit einhergehen.

INTERVIEW DANA JANSSEN FOTOS HENDRIK LÜDERS



Das Thema HIV ist seit mehr als 40 Jahren ein Thema in der Öffentlichkeit. Habt ihr viele ältere Klient*innen?

Das Alter unserer Klient*innen liegt ungefähr zwischen 30 und 70 Jahren. Für etwa ein Fünftel der Menschen ist das Thema Altern und Kranksein sehr präsent. Da kommen viele Fragen auf: „Wie überwinde ich meine Einsamkeit, was kann ich mir im Alter noch leisten, wer hilft mir und wie wohne ich, wenn ich gebrechlicher werde? Wie kann ich den Kontakt zu meinem Heimatland halten? Wie schütze ich mich vor Diskriminierung? Kann ich die Art, wie ich sterben möchte, gestalten?“

Was sind die Probleme, die auf Menschen mit HIV zukommen, wenn sie älter werden?

Es geht fast immer um Krankheit. Mit HIV lange zu leben geht heute zwar immer besser, aber auch eine

langjährige antiretrovirale Therapie* hat körperliche Auswirkungen. Menschen, die teilweise schon über 20 Jahre mit dem HI-Virus infiziert sind, kommen an einem Punkt zu uns, wo sie körperlich eingeschränkt sind und mehr Unterstützung brauchen. Ein Thema dabei ist zum Beispiel das Durchsetzen der Erwerbsminderungsrente, denn viele können krankheitsbedingt nicht mehr arbeiten. Manchmal kommt es beim Wechsel von Leistungen zu finanziellen Lücken und zu einer Überforderung, alles richtig an die Behörden weiterzuleiten. Mitunter kommen auch andere Erkrankungen hinzu, die das Leben schwer machen, wie eine entwickelte Krebserkrankung oder ein verschlechterter HIV-Status.

Es sind also vor allem die Bedingungen, die mit dem Altern einhergehen: Die Menschen sind körperlich nicht mehr gut aufgestellt und leben am Exis-

tenzminimum. Die Ausgangssituation, in der viele zu uns kommen, ist dann oft: verschuldet, krank, in einer schwierigen Wohnsituation, sozial isoliert, frustriert. Und dann kommt auch die Frage auf: Welche Möglichkeit der Unterstützung habe ich noch?

Wie helfst ihr bei Aufwind den Menschen in solchen Situationen?

Einiges, was wir tun, ist handfeste Sozialarbeit: Wir sorgen für eine gute ärztliche Anbindung der Menschen, unterstützen bei der Suche nach Haushaltshilfen und Pflegekräften, organisieren die geeignete finanzielle Anbindung in der Behörde, überprüfen den Status der Schwerbehinderung und sprechen über alles, was dem Menschen, der sich bei uns in Obhut befindet, belastet. Die Unterstützung bei der Suche nach einer passenden Wohnung, manchmal auch barrierefrei, ist ebenfalls wichtig, aber fast immer schwierig. Was wir aber lindern können, ist die Situation der sozialen Isolation. Wir sind Ansprechpartner*innen für Sorgen und Nöte jeder Art. Freizeitangebote wie Filmabende oder Ausflüge mildern manchmal die Einsamkeit und ermöglichen Austausch und natürlich auch heilsames Lachen. Soziale Aktivitäten in der Gruppe oder mit einzelnen Klient*innen sind dabei sehr wichtig, gehen allerdings über unseren grundlegenden Begleitungsauftrag hinaus. Daher können wir solche Aktivitäten nur mithilfe von Spenden finanzieren.

Krankheit geht oft mit psychischen Beeinträchtigungen einher. Einige kämpfen mit Depressionen, kommen kaum zu ihren Ärzt*innen und warten oft sehr lange auf einen Therapieplatz, da es in Hamburg einen Mangel an Therapeut*innen gibt. Auch in diesem Bereich nutzen wir unsere Möglichkeiten so gut es geht.

* antiretrovirale Therapie: medikamentöse Behandlung bei Menschen mit einer HIV-Infektion

** Hamburgs Behörde für Arbeit, Gesundheit, Soziales, Familie und Integration

Welche Verbesserungsmöglichkeiten seht ihr in eurem Bereich der Eingliederungshilfe?

Ich bin grundsätzlich erst einmal froh, dass die BAGSFI** uns die Möglichkeit gibt, Menschen mit HIV im Rahmen der Eingliederungshilfe zu begleiten. Aufwind ist einer von vielen Trägern, die sich um Menschen kümmern, die benachteiligt oder eingeschränkt sind. Eine Begleitung für Menschen mit HIV gibt es aktuell nur in Hamburg und Berlin. Ansonsten fordern uns natürlich auch viele Themen, die allgemein eine Challenge sind, heraus: die Digitalisierung, die unsere Klient*innen nicht mitnimmt, da die Mittel für das technische Equipment begrenzt sind. Auch werden die Problemlagen unserer Klient*innen immer komplexer. Die Isolation in der Coronazeit hat viele Spuren hinterlassen, mentale Gesundheit ist immer öfter ein Thema. Zudem begleiten wir sehr unterschiedliche Menschen mit ebenso unterschiedlichen Kulturhintergründen, sodass es eine Herausforderung ist, allen Unterschieden gerecht zu werden und Lösungen zu kreieren. Ebenso bemerken wir die angespannte Personalsituation in den Behörden, so dass sich Begleitungsprozesse für die Klient*innen in die Länge ziehen und der nötige Austausch mit den Behörden schwieriger wird.

Unterstützt durch unsere Förder*innen können wir vieles ermöglichen, was sonst nicht möglich wäre. Eine Barkassenfahrt als Weihnachtsevent mit einem leckeren Essen – daran erfreuen sich unsere Klient*innen und genießen das Beisammensein mal ganz ohne schwere Themen.

Wir alle tun unser Bestes, um Menschen so lange wie möglich ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen und das Licht zu fördern, das in ihnen brennt. ✈️

Ein offenes Ohr

Aufwind begleitet die Klient*innen in unterschiedlichsten Problemlagen – und hört auch einfach mal nur zu, wenn Frust von der Seele geredet wird.



Willkommenskultur

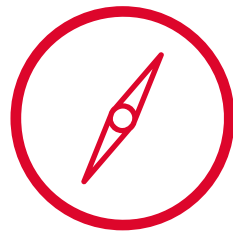
In der Baakenallee finden Betroffene bei Aufwind Hilfe und Unterstützung

Regelmäßiger Austausch ...

... gehört für Leiterin Silke Germann (links) und ihr Team zum selbstverständlichen Arbeitsalltag.



LOTSENHAUS



„Ich sitze in einem Raum, der Wärme
und Geborgenheit ausstrahlt. Ich atme aus.
Womit soll ich anfangen?“

Aus den Erfahrungen der Arbeit mit schwer kranken
und sterbenden Menschen entstand für Hamburg Leuchtfeuer vor
mehr als 15 Jahren der Wunsch, ein Haus zu schaffen, an dem Bestattung,
Bildung und Trauer einen gleichberechtigten Platz finden.
Mit dem **Lotsenhaus** wurde dieser Wunsch Wirklichkeit. Heute steht
das Team im Lotsenhaus Hinterbliebenen und Trauernden auf vielfältige
Weise als verlässliche Berater*innen im Trauerfall zur Seite.

FOTO: JULIA SANG NGUYEN



WÜRDE ÜBER DEN TOD HINAUS

Totenfürsorge, was heißt das eigentlich? Sabrina Görlitz fragt sich, was nach dem Tod auf ihren Körper zukommt. Darum unternimmt sie den „Selbstversuch“ der Bestattungsvorsorge im Hamburg Leuchtfeuer Lotsenhaus – und führt ein Gespräch über Kontrollverlust, Problemzonen und moderne Bestattungsarten.



Viel Raum ...
... für Austausch, Gedanken, Ideen und Abschied. Das finden die Menschen im Lotsenhaus von Hamburg Leuchtfeuer.

TEXT SABRINA GÖRLITZ FOTOS JULIA SANG NGUYEN

Als Julia Kreuch, eine der Bestatterinnen im Lotsenhaus, mir die Tür öffnet, denke ich als Erstes, dass ich mir für unseren Termin vielleicht das falsche Outfit angezogen habe. Julia trägt einen schwarzweiß-gestreiften Pulli zur schwarzen Hose, während die Streifen meines Oberteils in allen Farben des Regenbogens leuchten. Vielleicht wollte ich damit unbewusst meine Lebendigkeit unterstreichen, dabei soll es doch heute um das Gegenteil gehen. Nämlich um meinen Tod. Ich habe mich mit Julia verabredet, um mit ihr ein unverbindliches Bestattungsvorsorge-Gespräch zu führen. Ich bin zwar nicht sterbenskrank, aber neugierig, und in vielen Dingen, die mein „After Life“ betreffen, noch ganz schön unsicher. Darum möchte ich mit Julia darüber sprechen, wie es nach meinem Tod mit mir weitergeht, beziehungsweise mit meinem Körper. Mir fällt es schwer, zwischen beidem eine klare Linie zu ziehen.

Am Anfang stehen Fragen

„Was führt dich zu uns?“, fragt Julia mit einem offenen Lächeln und einem Klemmbrett mit weißen Blättern auf dem Schoß, als ich ihr wenige Minuten später in einem Raum gegenüber sitze, der Wärme und Geborgenheit ausstrahlt. Ich atme tief aus. Womit soll ich anfangen? Ich bin ohne konkrete Vorstellungen ins Lotsenhaus gekommen. Ich weiß weder, wie und wo ich bestattet werden möchte, noch habe ich mir bereits Gedanken darüber gemacht, welche Musik auf meiner Trauerfeier gespielt werden soll. Wenn ich über die erste Zeit nach meinem Tod nachdenke, gehen mir tatsächlich ganz andere Fragen im Kopf herum, und vielleicht kann Julia mir heute die ein oder andere davon beantworten.

„Ich bin ein Mensch, der sich schwer damit tut, die Kontrolle abzugeben“, sage ich schließlich. „Ich bin zwar nicht todkrank, aber ich weiß aus meiner eigenen Arbeit, dass sich das manchmal ziemlich schnell ändern kann.“ Ich erzähle, dass ich die Lebenserinnerungen sterbender Menschen aufzeichne, damit sie diese an Familie und Freunde weitergeben können. Die meisten von ihnen sterben glücklicherweise, wenn sie alt sind. Aber immer mal wieder habe ich es auch mit jüngeren Menschen zu tun. „Und außerdem bin ich seit Kurzem getrennt. Das heißt, derjenige, der sich im Fall der Fälle gekümmert hätte, ist nicht mehr an meiner Seite. Und mein neunjähriger Sohn ist dafür noch zu klein.“ Julia nickt verständnisvoll. „Darum möchte ich mehr darüber erfahren, was mit mir passiert, wenn ich gestorben bin, was dann noch mit mir gemacht wird, oder besser gesagt – mit meinem Körper.“ Wie gesagt, mir fällt es schwer, das eine vom anderen zu unterscheiden. „Gut“, sagt Julia, „dann fangen wir doch direkt damit an.“

„

Ich möchte darüber erfahren, was mit mir passiert, wenn ich gestorben bin, was dann noch mit mir und meinem Körper gemacht wird.“

Sabrina Görlitz

Totenfürsorge: Mehr als Versorgung

Sie erklärt mir, dass der Ablauf der Totenfürsorge in erster Linie davon abhängt, wo ein Mensch verstorben ist und in welcher Verfassung er oder sie im Lotsenhaus eintrifft. Ich bin mit meiner Arbeit auf einer Palliativstation tätig und manchmal auch im Hospiz. Dort werden die Verstorbenen bereits gewaschen und auch ein wenig „hergerichtet“. Tatsächlich sei die Erstversorgung auf einer Palliativstation oder in einem Hospiz sehr umfangreich, bestätigt Julia mir. „Aber aus den meisten anderen Bereichen kommen die Menschen so zu uns, wie sie gestorben sind. Viele tragen auch noch ihr Krankenhaushemd.“ In dem Fall sei die Versorgung aufwändiger, und es müsse mitunter auch kosmetische Arbeit geleistet werden.

Mir ist bewusst, dass nicht alle Menschen einen „sauberen“ Tod sterben, so wie im Film, und dass es durchaus Parallelen zur Geburt gibt, was die Hinterlassenschaften angeht. Ich gestehe Julia, dass ich mich auch deswegen ein wenig unwohl bei dem Gedanken fühle, meinen Körper fremden Händen zu überlassen. Die Vorstellung, posthum den Blicken anderer ausgeliefert zu sein, ist mir sogar ziemlich unangenehm. Was mag der oder die Bestatterin über meine Problemzonen denken, die ich mein Leben lang versucht habe zu verstecken?

„Das ist, glaube ich, auch eine Frage des Alters“, entgegnet Julia. „Du und ich, wir sind zwar noch nicht alt – aber eben auch nicht mehr richtig jung. Noch kämpfen wir gegen die Zeichen der Zeit an. Ich benutze auch die ein oder andere Creme, um die Falten noch ein wenig in Schach zu halten.“ Julia lächelt komplizenhaft. „Aber eine alte Frau, die macht sich diese Sorgen in der Regel nicht mehr. Ihr ist es nicht mehr wichtig, was jemand nach dem Tod über ihr Aussehen denken könnte – die ist da schon viel weiter.“



Links

Ein Vorsorgegespräch mit Julia Kreuch (rechts) im Lotsenhaus startet mit einem leeren Blatt. Alle Ideen und Gedanken sollen ihren Platz finden.

Rechts

Oder doch ein Sarg? Sebastian Adamus lotst Sabrina Görlitz durch das vielfältige Angebot.

Die Schönheit zurückgeben

Ich fühle mich ertappt. Beinahe schäme ich mich ein bisschen ob meiner Eitelkeit im Angesicht des Todes. Julia scheint meine Gedanken zu erraten: „Und außerdem sind wir ja dafür da, dir deine Schönheit zurückzugeben.“ Sie erklärt mir, dass es bei der Totenwäsche vor allem darum geht, ausgetretene Körperflüssigkeiten gründlich, aber behutsam zu entfernen. Doch nicht jeder Körper muss noch einmal komplett abgespült werden. „Manchmal reichen auch ein Waschlappen und ein bisschen Trockenshampoo für die Haare, das ist ganz individuell.“ Außerdem, so wird mir versichert, würde man niemanden völlig entblößt auf einen Tisch legen. „Wenn jemand nackt vor uns liegt, bedecken wir immer zuerst die Körpermitte, oder wir ziehen ihm oder ihr erst einmal die Unterhose an.“

Ich fasse zunehmend Vertrauen zu Julia. Ich frage sie, ob ich die Kleidung, die mir nach meinem Tod angezogen wird, im Voraus bestimmen kann. Im Endstadium einer Erkrankung könnte man vielleicht eine Tasche packen, meint sie, wie so eine Kliniktasche vor der Geburt eines Kindes. „Aber wir gehen jetzt mal davon aus, dass es bei dir noch eine ganze Weile dauert. Und dass dein Sohn dann groß genug ist, um die passende Kleidung auszusuchen. Oder dein neuer Partner.“ Denn auch bei einem bestehenden Vorsorge-Vertrag im Todesfall würden Julia und ihre Kolleg*innen natürlich trotzdem noch einmal mit meinen Angehörigen sprechen. „Dann sagen wir zum Beispiel: ‚Ihre Partnerin hat sich gewünscht, schön angezogen zu werden.‘ Und dann ist es die Aufgabe dieses Menschen, mir diese schöne Kleidung zu bringen.“



Spielraum für die Zugehörigen

Ob es denn auch mal passiere, dass die Wünsche der Angehörigen mit den Wünschen der Verstorbenen kollidieren, will ich daraufhin wissen. Julia überlegt einen Moment. „Wenn, dann hakt es eher im Vorfeld. Nehmen wir zum Beispiel ein Paar: Der eine ist schwer krank und wünscht sich eine Seebestattung. Der gesunde Partner stimmt dem zu, weil es der letzte Wunsch des anderen ist, aber ich merke ihm an, dass er sich schwer damit tut. Auf Nachfrage stellt sich dann heraus, dass er tatsächlich lieber einen festen Ort hätte, um an den Verstorbenen zu denken. Das zeigt, warum es so wichtig ist, im Vorwege nicht nur über die eigenen Wünsche, sondern auch über die Bedürfnisse der An- und Zugehörigen zu sprechen, und zwar am besten gemeinsam.“ Überhaupt sei es empfehlenswert, nicht alles bis ins kleinste Detail zu planen, sondern auch Spielräume für die Angehörigen zu lassen. „Zumindest bei den Dingen, die einem persönlich nicht so wichtig sind. Das können etwa die Musik auf der Trauerfeier oder die Blumendekoration auf der Kaffeetafel sein. Es ist wichtig, dass die Hinterbliebenen in der Zeit des Abschieds auch noch etwas tun und sich einbringen können.“

Wie nachhaltig ist eine Bestattung?

Das leuchtet mir ein. Es ist also gar nicht so schlimm, wenn ich noch nicht alles ganz genau festlegen kann. Das Stichwort „Seebestattung“ möchte ich zum Schluss unseres Gesprächs allerdings noch



Nachhaltig über den Tod hinaus

Ein Pilzsarg, der sogenannte „Living Cocoon“, ist wohl eine der umweltfreundlichsten Bestattungsmöglichkeiten, die es aktuell gibt.

mal aufgreifen, denn bislang war das auch mein Favorit unter den Bestattungsarten. „Als Kind war ich mit meiner Familie immer auf Föhr im Urlaub“, erzähle ich. „Darum ziehe ich die Nordsee der Ostsee vor. Friedwälder finde ich zwar auch schön, aber eigentlich bin ich nicht so der Waldmensch. Eben, als ich reinkam, habe ich im Schaufenster den ‚Living Cocoon‘ gesehen, das klingt auch spannend. Vielleicht kannst du mir darüber auch noch etwas erzählen?“

Julia erklärt mir, was es mit dieser besonderen Sargform auf sich hat: Der „Living Cocoon“ besteht aus Pilzen, Mikroben und Wurzeln und ist somit biologisch abbaubar. Außerdem soll er die Zersetzung des Leichnams beschleunigen und in dem Zuge sogar die Erde mit Nährstoffen anreichern. Das ist nicht nur eine sehr moderne Form der Erdbestattung, sondern zugleich die nachhaltigste aller in Deutschland erlaubten Bestattungsarten. Denn, und das wird in der Regel in der Entscheidungsfindung nicht mitbedacht, Krematorien verbrauchen beim Verbrennungsprozess viel Energie und stoßen eine große Menge Kohlenstoffdioxid aus. Vor diesem Hintergrund kann ich mir auf einmal auch eine Erdbestattung vorstellen, wobei der „Living Cocoon“ aktuell deutlich mehr kostet als ein herkömmlicher Holzsarg. Sollte am Ende doch die Nordsee den Zuschlag bekommen, müsste ich aber auch dabei Mehrkosten einplanen: „Dort ist die Bestattung teurer als in der Ostsee“, erklärt Julia, „auch weil das Seegebiet weiter draußen ist.“

„

Manchmal kommen die Menschen vier Wochen nach dem Vorsorgegespräch wieder und manchmal erst nach einem Jahr. Das ist ja das Gute, wenn man sich früh Gedanken macht.“

Julia Kreuch

Frühzeitige Vorsorge hilft im plötzlichen Trauerfall

In meinem Kopf rattert es. Das bemerkt auch Julia. „Das ist jetzt ein ziemlich typischer Moment im unverbindlichen Vorsorgegespräch“, sagt sie. „Nach ungefähr vierzig Minuten ist Schluss. Und dann sagen die Menschen, dass sie jetzt erst einmal nachdenken müssen. Manchmal kommen sie in vier Wochen wieder, manchmal auch erst in vier Monaten oder in einem Jahr. Das ist ja das Gute, wenn man rechtzeitig damit anfängt, sich Gedanken zu machen.“ Trotzdem komme es sehr selten vor, dass junge, gesunde Menschen sich mit ihrer eigenen Bestattung beschäftigen. Tritt dann doch ein unerwarteter Trauerfall ein, macht es die Situation im Zweifel aber natürlich einfacher, wenn man weiß, welche Vorstellungen ein Mensch zu Lebzeiten hatte. Bevor ich gehe, will ich darum von Julia wissen, was sie aus Bestatterinnen-Sicht aus unserem Gespräch mitnimmt. Was würde sie meiner Familie empfehlen, wenn sie im Falle meines plötzlichen Todes in ein paar Monaten traurig und ratlos vor ihr sitzen würde, auch wenn wir heute nichts abschließend verschriftlicht haben?

„Ich würde mich daran erinnern, dass du der Seebestattung zugewandt warst. Für den Entscheidungsprozess würde ich dann deinen Sohn als Anker nehmen. Wenn er sagt, dass er immer an dich denkt, wenn er das Meer sieht, dann weiß ich: Alles klar, machen wir! Und ich würde darauf achten, dass mir deine Familie etwas Buntes zum Anziehen mitbringt – zum Beispiel das schöne Oberteil, dass du heute trägst.“



WIR UNTERSTÜTZEN HAMBURG LEUCHTFEUER

Seit 30 Jahren ist das gesellschaftliche Engagement ein fester Bestandteil von Hamburg Leuchtf Feuer 1.200.000 Euro sind jährlich nötig, um unsere Begleitung und Betreuung in den vier Bereichen aufrechtzuerhalten. Ohne die Hilfe der vielen Förder*innen und Unterstützer*innen wäre unsere Arbeit für chronisch und schwer kranke sowie sterbende und trauernde Menschen daher nicht möglich. Hier erzählen vier von ihnen, warum sie Hamburg Leuchtf Feuer unterstützen.

”

Hamburg Leuchtf Feuer kenne ich seit der Gründung als Netzwerk für HIV-positive und an Aids erkrankte Menschen, da ich viele von ihnen Anfang der 90er-Jahre als junge Ärztin mitbetreut habe und die Initiative von Hamburg Leuchtf Feuer großartig fand. Hamburg Leuchtf Feuer betreibt und entwickelt immer wieder neue Projekte mit großer Menschlichkeit, Offenheit und vielen guten Ideen. Hamburg wäre ohne Institutionen wie das Hospiz und das Lotsenhaus mit seiner spendenbasierten Trauerbegleitung sehr viel ärmer. Darum unterstütze ich Hamburg Leuchtf Feuer gern.“

Kathrin Müller-Plathe (links) mit Ehefrau Linda



”

Seit langem ist es ein wichtiger Teil unserer Stiftungsarbeit, den Menschen in schwierigen Lebenslagen unsere Hilfen anzubieten. Dies war auch der Grund, dass wir im Laufe der Jahre viele Angebote und Bereiche von Hamburg Leuchtf Feuer unterstützt haben. Das Engagement, die Benachteiligung von z.B. kranken und sterbenden Menschen, zu beseitigen, hat uns tief bewegt. Es ist uns eine Herzensangelegenheit geworden, den Menschen Wertschätzung zu zeigen, besonders denen mit Einschränkungen, und ihnen eine gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen.“

Ingrid Vorbröcker & Rolf Höwing (Brigitte-Kreßner-Stiftung)

FOTOS: PRIVAT



”

Alles begann mit einem kleinen Plüschteddy. Vor drei Jahren stellte ich dann ein Sponsoring für Hamburg Leuchtf Feuer in Form von Sachspenden für den Benefizshop auf die Beine. Das war zugleich der Beginn meiner ehrenamtlichen Tätigkeit im Shop, beim Teddyverkauf und in der Küche des Hospizes. Ich würde zu gern jeden der vier wichtigen, gemeinnützigen Bereiche unterstützen, denn sie sind einzigartig, beispielgebend und zutiefst menschlich! Hamburg Leuchtf Feuer ist ein unverzichtbarer Teil meines Lebens geworden.“

André Wehry



”

Ich habe damals einen Bericht im Fernsehen über das Hospiz von Hamburg Leuchtf Feuer gesehen und war sehr begeistert. Am nächsten Tag habe ich mich auf den Weg gemacht und mir das Haus vor Ort angeschaut. Es berührt mich sehr, wie zugewandt und freundlich die Menschen im Hospiz sind. Da ich alleinstehend bin, habe ich mich entschieden, Hamburg Leuchtf Feuer als Erbin in meinem Testament einzusetzen.“

Marianne Röther



GEMEINSAME SACHE(N) FÜR DIE GUTE SACHE

Die Benefiz-Produkte von Hamburg Leuchtfeuer sind nicht nur Symbole für Lebensfreude und Solidarität. Sie stehen auch für die großartigen Dinge, die wir immer wieder gemeinsam mit unseren Benefiz-Partner*innen auf die Beine stellen. Drei dieser tollen Projekte stellen wir hier vor.



Mehr als Fotomodels

Auch dank Anne Scheffler und Hendrik Franke aus dem Pflegeteam im Hospiz leuchtet St. Pauli.



St. Pauli? Leuchtet nur hier!

Der FC St. Pauli und Hamburg Leuchtfeuer: zwei wichtige Organisationen auf dem Hamburger Kiez. Mit dem „Kiez-Club“ verbindet uns nicht nur die räumliche Nähe unseres Hospizes, das nur wenige Hundert Meter vom Millerntor-Stadion entfernt steht. Der Einsatz für Mitmenschlichkeit, Toleranz und Solidarität mit benachteiligten Menschen eint uns seit vielen Jahren. Auch unter unseren Mitarbeiter*innen und Bewohner*innen finden sich viele Fans der „Braun-Weißen“. Und immer wieder wird mit einem Besuch am Millerntor-Stadion ein letzter Wunsch erfüllt.

Neben der Unterstützung, etwa im Rahmen der seit vielen Jahren laufenden Initiative „Kiezhelden“, durften

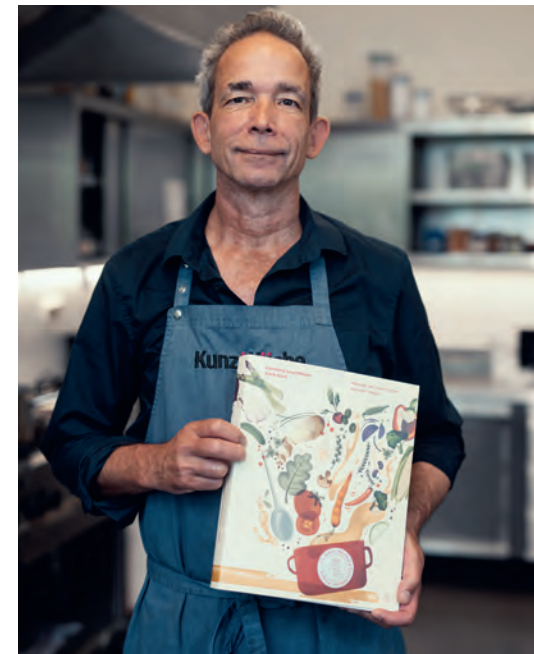
wir uns zum 25. Hospizjubiläum über eine ganz besondere Benefiz-Kooperation freuen: Das gemeinsame Soli-Shirt mit dem passenden Motto „St. Pauli leuchtet nur hier“. Der gleichnamige Song von ELF und Rubberslime genießt in Fankreisen des Clubs Kultstatus. „So viel Liebe gibt's nur auf St. Pauli, in keinem Land, in keinem Ort“ heißt es im Song, und weiter: „Und der Sternestaub schimmert 24 Stunden, Lichterkettenhimmel über mir, St. Pauli leuchtet nur hier.“ Zeilen, die bereits vor mehr als 25 Jahren auf dem „Übersteiger“-Sampler erschienen sind und damals wie heute das besondere Lebensgefühl auf dem Kiez und im Hospiz widerspiegeln. Davon konnten sich übrigens mit Johannes Eggstein und Andreas Albers auch zwei Spieler der „Kiezkicker“ überzeugen: Bei ihrem Besuch im Hospiz lernten sie hautnah die warme und herzliche Atmosphäre im Haus kennen. Was bei den beiden besonderen Eindruck hinterlassen hat? „Von Anfang an hat man eine gute Stimmung und Energie gespürt“, so Andreas Albers. Und Johannes Eggstein hat „wahnsinnigen Respekt vor dem, was das Team und die Ehrenamtlichen leisten“.

Präsentiert wurde das Soli-Shirt im Rahmen des zweiten Liga-Heimspiels gegen den Karlsruher SC Ende Oktober 2023. Und schon kurze Zeit später war klar: die Aktion wird ein voller Erfolg. Schnell war kein einziges Exemplar mehr in den Fanshops erhältlich – 9.000 Euro an Benefiz-Erlösen wurden so für das Hospiz gesammelt. Aufgrund des großen Erfolgs der Aktion war allen Beteiligten klar: Es soll weitergehen. Daher gibt es nun eine zweite Auflage. Über den Online-Fanshop des FC St. Pauli, über die stationären Fanshops im Millerntor-Stadion und in unserem Onlineshop unter www.leuchtfeuershop.de gibt es die Soli-Shirts in neuer Auflage zum Benefiz-Preis von 29,95 Euro. Damit es auch weiter heißen kann: St. Pauli leuchtet nur hier.

FOTO: ROBIN BURGARTH

Rezepte und Geschichten aus dem Hospiz ...

... gibt es im Hamburg Leuchtfeuer Kochbuch! Vom klassischen Matjesfilet nach „Hausfrauen-Art“ über Pilzrisotto bis hin zum erfrischenden Nachtisch wie dem „Himbeertraum“. Das Kochbuch steckt voller bunter und vielseitiger Rezepte – ebenso vielseitig wie die Menschen, die sich im Hospiz von Hamburg Leuchtfeuer begegnen. Egal ob regional, international, Klassiker aus Omas Küche oder kreativer Neuschöpfung: hier ist von allem etwas dabei. Ruprecht Schmidt, Küchenchef im Hospiz, hat die Gerichte gemeinsam mit seinem haupt- und ehrenamtlichen Team zusammengetragen. Einige Rezepte



FOTOS: NICO VOGELSAENGER, DUNKELZIFFER

stammen auch von Bewohner*innen des Hospizes. Mit Geschichten und ausdrucksstarken Bildern erhält man außerdem einen Einblick in den Entstehungsort dieses Buchs: das Hospiz als Ort der Begegnung und auch als Ort, an dem so viel Lebensqualität wie möglich geschaffen wird. Nicht nur die liebevolle Gestaltung fällt ins Auge. Das Hospiz-Kochbuch ist in Form, Schrift und Design barrierearm und inklusiv gestaltet und produziert. Durch die Ringbindung, die festen Seiten, die große Schrift und die einfache Sprache sollen sich möglichst viele Menschen an dem Buch erfreuen können. Das Hamburg Leuchtfeuer Kochbuch ist in limitierter Auflage erhältlich unter www.leuchtfeuershop.de.

Die „Glücks-ROSI“ ist zurück

Wo ROSI ist, da ist das Glück nicht weit. Unser kleines Glücksschweinchen aus 925er-Sterlingsilber passt als Glücksbringer an jeden Schlüsselbund und in jedes kleine Fach an der Handtasche oder im Rucksack. Das silberne Miniaturschwein ist ein ideales Geschenk, besonders wenn man seinen Liebsten Glück wünschen möchte: für eine Prüfung, ein neues Lebensjahr oder einen neuen Lebensabschnitt. Mit großer Liebe zum Detail wurden die eleganten Glücks-ROSIs angefertigt, die jetzt bei uns im Hamburg Leuchtfeuer Onlineshop erhältlich sind. Und nicht nur die Beschenkten werden glücklich, wenn sie eines der Schmuckstücke in der Hand halten: Die



Ein besonderes Kochbuch ...

... hat Ruprecht Schmidt mit seinem Küchenteam zum Hospiz-Jubiläum kreiert.

„Anhängliche“ ROSI
Dank des praktischen Anhängers ist die Glücks-ROSI eine stete Begleiterin.

Ein Vorweihnachts-Klassiker

Den Leuchtfeuer-Teddy gibt es dauerhaft nur bei uns im Onlineshop.

Erlöse fließen dank des großartigen Engagements der Förderin Christa Kubsch in unsere gemeinnützigen Bereiche und unterstützen damit schwer und chronisch kranke sowie sterbende und trauernde Menschen. Ganz nach dem Motto: Schenken und Gutes tun.

Neben ROSI gibt es natürlich noch mehr Produkte im Onlineshop von Hamburg Leuchtfeuer. Ganz oben mit dabei ist der beliebte Leuchtfeuer-Teddy, der jedes Jahr und eigentlich nur in der Weihnachtszeit an vielen Orten in Hamburg verkauft wird. Im Onlineshop ist er jedoch auch ganzjährig erhältlich. Daneben gibt es ein vielseitiges Angebot: von Büchern bis Schmuck, von Hoodys und Sweatshirts mit dem Hamburg-Leuchtfeuer Logo bis hin zu liebevoll bestickten Stoffservietten. Und immer wieder gibt es etwas Neues zu entdecken. Alle Erlöse des Onlineshops fließen vollständig in die gemeinnützige Arbeit von Hamburg Leuchtfeuer. Auch wenn Sie sich also nicht für ROSI entscheiden sollten, gilt: Bei jedem Kauf schenken sie Glück und Freude. Unseren Onlineshop finden Sie unter www.leuchtfeuershop.de.



HAMBURG LEUCHTFEUER

besteht aus aktuell vier gemeinnützigen Projekten

AUFWIND

Menschen mit HIV zu unterstützen, mit ihnen eine Perspektive zu entwickeln und ihnen Mut zu machen, das ist seit fast 30 Jahren die Aufgabe des Teams von Aufwind, das aus zehn Sozialpädagog*innen besteht.

HOSPIZ

Das Hospiz auf St. Pauli bietet Menschen mit schweren Erkrankungen den Raum für ein würdevolles Leben mit ihrer Krankheit und für ein würdevolles Abschiednehmen von ihrem Leben.

LOTSENHAUS

Mit seinem Dreiklang-Angebot aus Bestattung, Bildung und Trauerbegleitung ist das Lotsenhaus bundesweit einmalig. Das 2007 im Stadtteil Altona eröffnete Haus bietet dieses besondere Konzept unter einem Dach an.

FESTLAND

Mit Krankheit leben und in Gemeinschaft wohnen. Darum geht es bei Festland. Es ist ein Haus mit 27 Wohnungen für junge chronisch kranke Menschen, das Ende 2020 im Quartier Baakenhafen der HafenCity Hamburg eröffnet wurde.

KONTAKT

Hamburg Leuchtf Feuer

Talstraße 64
20359 Hamburg
Telefon 040-38 73 80
info@hamburg-leuchtf Feuer.de
www.hamburg-leuchtf Feuer.de
www.leuchtf Feuershop.de

Aufwind

Baakenallee 60
20457 Hamburg
Telefon 040-38 61 10 55
aufwind@hamburg-leuchtf Feuer.de

Hospiz

Betty-Heine-Stieg 4
20359 Hamburg
Telefon 040-31 77 80-0
hospiz@hamburg-leuchtf Feuer.de

Lotsenhaus

Museumstraße 31
22765 Hamburg
Telefon 040-398 06 74-0
lotsenhaus@hamburg-leuchtf Feuer.de

Festland

Baakenallee 58
20457 Hamburg
Telefon 040-468 99 04 60
festland@hamburg-leuchtf Feuer.de



SPENDEN

Hamburg Leuchtf Feuer

Commerzbank AG
IBAN DE38 200 800 000 900 100 100
BIC DRESDEFF200

Gedruckt auf Iona®art 300 g/qm (Umschlag)
und 150 g/qm (Innenteil) - exklusiv erhältlich
bei der Inapa Deutschland

Herausgeber:

Hamburg Leuchtf Feuer

Talstraße 64
20359 Hamburg
Geschäftsführung:
Michael Thomsen und
Miro Miletic (V.i.S.d.P.)
www.hamburg-leuchtf Feuer.de

Projektleitung:

Philipp Strunk,
Öffentlichkeitsarbeit
und Kommunikation
info@hamburg-leuchtf Feuer.de

Konzeption und Idee:

Redaktion: Peter Lewandowski
info@peter-lewandowski.de
www.peter-lewandowski.de
Artdirektion: Christine Plöber
cp@sequoia-media.com
www.sequoia-media.com

Lektorat:

Stefan Moos

Druck:

Lehmann OFFSETDRUCK
und Verlag GmbH
www.lehmann-offsetdruck.de

WIR SAGEN DANKE!

Christine Plöber (Sequoia Media GmbH) – Artdirektion –
und Peter Lewandowski – Redaktion für die Pro-bono-Realisierung
dieses Magazins; Susanne Bertels, Ivett Gabor, Sabrina Görlitz,
Dana Janssen, Erik Klügling, Volker Königkrämer, Hendrik Lüders, Axel Martens,
Stefan Moos, Daniela Möller, Kai Münster, Julia Sang Nguyen, Christian Hennings,
Frank T. sowie Friederike Hobusch und Nils Menzel vom Rotary Club Hamburg
Maritime Motion für ihre herzliche Unterstützung und ihre wunderbaren
kreativen Beiträge, die uns unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurden.

Sparda-Bank Hamburg für die Anzeigenschaltung
und die damit verbundene Finanzierung des Magazins;
Lehmann OFFSETDRUCK und Inapa Deutschland für die
Sonderkonditionen für Papier und Produktion.



**30 JAHRE GEMEINSAM
FÜR MEHR MENSCHLICHKEIT**